

## Lösung

Diese Lösung wurde erstellt von Thomas Klein. Sie ist keine offizielle Lösung des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg

### **Aufgabe 1: Texte beschreiben „Fast eine Romanze (I)“**

Das Sonett „Fast eine Romanze (I) von Matthias Politycki, das aus dem Gedichtband „Die Sekunden danach. 88 Gedichte“ stammt und im Jahre 2009 im Verlag Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen ist, hat zur Kernaussage, dass man auf seine Mitmenschen immer zugehen sollte, denn ansonsten besteht die Möglichkeit, dass man einen besonderen Moment, aus dem sich eine zwischenmenschliche Beziehung ergeben kann, unwiderruflich an sich vorbeiziehen lässt.

Formal betrachtet setzt sich das Gedicht aus insgesamt vier Strophen und 13 Versen zusammen, wobei die Strophen eins und zwei je vier, die Strophen drei und vier je drei Verse aufweisen. Es liegt bei dem Gedicht aufgrund seiner festen Bauart, das aus zwei Quartetten und zwei Terzetten besteht, ein Sonett vor. Der Autor bedient sich keines durchgängigen Versmaßes, jedoch lässt er ein lyrisches Ich zum Leser sprechen. Das Gedicht folgt dem für das Sonett typischen Reimschema abba abba cdc dcd. Dem strengen äußeren Aufbau des Sonetts entspricht auch die inhaltliche Gliederung. Dementsprechend besteht inhaltlich ein enger Zusammenhang zwischen den Strophen eins und zwei, in denen das lyrische Ich seine Begegnung mit einer ihm unbekanntem Frau schildert, und zwischen den Strophen drei und vier, in denen das lyrische Ich den Abschied beschreibt. Die einzelnen Strophen des Sonetts gehen mittels Enjambements nahtlos ineinander über.

Schon beim Betrachten der Überschrift gehen dem Leser zahlreiche Assoziationen durch den Kopf. Was verbirgt sich wohl hinter dem Titel „Fast eine Romanze (I)“? Schlägt man den Begriff „Romanze“ im Wörterbuch nach, so ist er mit „episodenhaftes Liebesverhältnis, das durch die äußeren Umstände als besonders romantisch erscheint“ (Duden) definiert. Thematisiert das Gedicht vielleicht eine Romanze zwischen zwei Menschen an einem romantischen Ort, wie beispielsweise eine Urlaubsiebe in der Südsee? Oder wird im Gedicht ein romantisches Abendessen eines Liebespaars beschrieben? Der Leser könnte sich von dem Begriff „Romanze“ dazu hinreißen lassen, solche Vermutungen anzustellen, würde der Titel des Gedichtes nicht durch das Adverb „Fast“ eine Einschränkung erfahren. Ist es also nur „fast“ zu einer Romanze zwischen zwei Menschen gekommen? Doch auch diese Vermutung wird der Überschrift noch immer nicht in vollem Umfang gerecht, ist zu kurz gegriffen, denn der Titel enthält darüber hinaus noch den Hinweis darauf, dass es sich bei dem vorliegenden Gedicht um den ersten Teil handelt. Erfährt das Gedicht in einem zweiten Teil doch noch ein Happy End? Wird aus der „Fast eine Romanze (I)“ vielleicht noch eine „Eine Romanze (II)? Was genau sich inhaltlich hinter der Überschrift des Gedichts verbirgt, ob die vom Leser aufgestellten Hypothesen zutreffen oder nicht, erfährt der Leser erst im weiteren Verlauf des Sonetts. Gleich in Vers eins bedient sich der Autor einer rhetorischen Figur. Durch die Inversion „Nie werd‘ ich wissen, wie du wirklich heißt“ (vgl. V. 1), bringt Matthias Politycki das große Bedauern des lyrischen Ichs darüber zum Ausdruck, dass sich sein Wunsch, die fremde Frau kennenzulernen, nicht erfüllt hat. Dabei drückt das Temporaladverb „Nie“ die Endgültigkeit aus, dass das lyrische Ich niemals den Namen der Frau erfahren wird, von der eine so große Faszination auf das lyrische Ich auszugehen scheint. Besonders hervorgehoben wird diese Stelle des Gedichts durch die w-Laut-Alliteration „Nie werd‘ ich wissen“ (vgl. V. 1). Ebenso wenig wie ihren Namen wird das lyrische Ich je erfahren, wie die Frau wohl reagiert hätte, wenn das lyrische Ich ihr eingestanden hätte, welche Faszination sie bei ihm bereits beim ersten Anblick ausgelöst hat. Weil das lyrische Ich es nicht wagt, seine Empfindungen der Frau gegenüber zu kommunizieren, um die Angebetete kennenzulernen, malt es sich zumindest in Gedanken die Möglichkeit aus (vgl. V. 2: „wie du wohl lächeln würdest, wenn ich sagte, | daß ich mich schier nicht mehr zu regen wagte, | als du den Raum betratst, ich saß wie hingeschweißt,“). Der unerfüllte Wunsch des Kennenlernens seitens des lyrischen Ichs wird

vom Autor Matthias Politycki im Konjunktiv formuliert und erfährt zusätzlich eine besondere Hervorhebung durch die dreifache w-Laut-Alliteration „wie du wohl lächeln würdest“ in Vers zwei und durch eine weitere Alliteration in Vers vier (vgl.: „du den“). Welche immense Faszination von der Frau auf das lyrische Ich ausgeht, bringt der Autor durch die Worte „daß ich mich schier nicht mehr zu regen wage“ (vgl. V. 3) in besonderem Maße zum Ausdruck. Das lyrische Ich wirkt auf den Leser an dieser Stelle des Gedichts geradezu ängstlich, denn die Faszination, welche die fremde Frau bei ihm auslöst, bewirkt beim lyrischen Ich, dass es sich kaum noch zu regen wagt. Das lyrische Ich scheint sich nichts sehnlicher zu wünschen, als der Frau sofort seine Gefühle zu offenbaren. Dies wird dadurch deutlich, dass die Frau schon gleich im ersten Vers mit „du“ angesprochen wird. Die Frau scheint dem lyrischen Ich nicht fremd zu sein, obwohl er sie gar nicht kennt, sie scheint beim lyrischen Ich ein Gefühl der Vertrautheit auszulösen. Obwohl es an keiner Stelle des Gedichtes zu einer Kommunikation zwischen dem lyrischen Ich und der Frau kommt, hat der Leser durch den permanenten Wechsel der Personalpronomen „ich“ und „du“ dennoch das Gefühl, als würde eine Kommunikation zwischen den beiden stattfinden. Doch die vom lyrischen Ich empfundene Vertrautheit zwischen ihm und der Frau ist in Wirklichkeit nur ein Wunschgedanke des lyrischen Ichs, denn die Vertrautheit zwischen den beiden spielt sich nur in dessen Fantasie ab. Die Unfähigkeit des lyrischen Ichs zu jeglicher Form aktiven Handelns kommt in Vers vier zum Ausdruck (vgl.: „als du den Raum betratst, ich saß wie hingeschweißt“). Das lyrische Ich scheint nicht in der Lage zu sein, auf die Frau in irgendeiner Form zu reagieren. Der Vergleich „ich saß wie hingeschweißt“ (vgl. V. 4) mag auf den Leser zwar unromantisch wirken, er bringt jedoch sehr gut den inneren Zustand des lyrischen Ichs zu diesem Zeitpunkt zum Ausdruck. Das lyrische Ich scheint von der Erscheinung der fremden Frau so überwältigt zu sein, dass es nur völlig gebannt dasitzen kann und nicht dazu in der Lage ist, die Frau anzusprechen.

In der zweiten Strophe werden vom Autor weitere Beobachtungen des lyrischen Ichs beschrieben. Das lyrische Ich erinnert sich an jedes Detail seiner Begegnung mit der fremden Frau, an jede Bewegung und jede Geste, die diese ausübte. Doch die tatsächlichen Gesten der Frau stellen einen auffälligen Kontrast zu den vom lyrischen Ich wahrgenommenen Gesten dar, denn sie wirken auf den Leser recht alltäglich und spiegeln nicht das Besondere wider, welches das lyrische Ich wahrzunehmen scheint (vgl. V. 5-6: „sah, wie du rauchst und trinkst, das Haar wegstreichst | und eine SMS schreibst ...“). Auf den Leser wirkt die Frau vielmehr hektisch (vgl. V. 7- 8: „... und neben meinem Tisch dann plötzlich stehst | und dort erst deine Rechnung schnell begleichst“), sie vermittelt ihm nicht den Eindruck, dass sie an einer Bekanntschaft mit dem lyrischen Ich interessiert ist. Die Frau scheint nicht einmal ihre Umwelt bewusst wahrzunehmen. Über den Grund für ihren unerwarteten und schnellen Aufbruch (vgl. V. 4: „plötzlich“ und V. 5: „schnell“) lassen sich seitens des Lesers nur Spekulationen anstellen. Vielleicht wurde der Frau per SMS mitgeteilt, dass ein geplantes Treffen, welcher Art auch immer, nicht zustande kommen kann, oder sie wurde dazu aufgefordert, einen wichtigen Termin irgendwo anders wahrzunehmen. Im Bereich des Möglichen liegen diese Vermutungen zumindest, denn schließlich schreibt die Frau kurz vor ihrem plötzlichen Aufbruch eine SMS, wie das lyrische Ich beobachtet (vgl. V. 6: „und eine SMS schreibst“). Diese Vermutungen sind jedoch rein spekulativ und lassen sich auch nicht durch den Text belegen, sie liegen jedoch im Bereich des Möglichen und lassen sich somit nicht von der Hand weisen. Mit großer Sicherheit lässt sich jedoch an dieser Stelle des Gedichtes auf den Ort des Geschehens schließen. Es scheint sich ganz offensichtlich um ein Café, ein Restaurant oder Ähnliches zu handeln, in dem sich die Szene abspielt.

Nun ist es soweit, die Frau begleicht ihre Rechnung, um die Lokalität zu verlassen. Dieser Moment stellt für das lyrische Ich die letzte Gelegenheit dar, in Aktion zu treten und die Frau anzusprechen, zumal diese ihre Rechnung direkt am Tisch des lyrischen Ichs begleicht und ihm in diesem Moment sehr nahe ist (vgl. V. 7-8: „und neben meinem Tisch dann plötzlich stehst | und dort erst schnell deine Rechnung begleichst“). Doch das lyrische Ich ist nicht in der Lage, aus der Rolle des Beobachters hervorzutreten. Wieder nutzt es nicht die Gelegenheit, mit der Frau, die ihn so sehr fasziniert, ins Gespräch zu kommen. Es bleibt ausschließlich beim Wunschgedanken des lyrischen Ichs, die Frau kennenzulernen.

Dass der Autor in den Strophen eins und zwei als Reimschema den umarmenden Reim verwendet, ist wohl nicht als Zufall anzusehen, denn er versinnbildlicht quasi die Sehnsucht des lyrischen Ichs, die fremde Frau am liebsten in seine Arme zu schließen. Eine ganz andere Wirkung hingegen erzielt beim Leser das Reimschema, das der Autor in den Strophen drei und vier verwendet. Hier bedient

sich der Autor des Haufenreims. Beim Leser wird durch dieses Reimschema der Eindruck vermittelt, als versuche das lyrische Ich, jedes Detail der Frau, die nun den Raum verlässt, in sich festzuhalten. Nach den beiden Quartetten lässt sich ein gedanklicher Einschnitt feststellen, der zu den typischen Merkmalen eines Sonetts gezählt werden kann. Während die Frau in den Strophen eins und zwei vom lyrischen Ich beobachtet wird, ohne dass diese das lyrische Ich in irgendeiner Form wahrnimmt, scheint die Frau beim Verlassen der Lokalität in Strophe drei ihren Bewunderer zu bemerken (vgl. V. 9-10: „und wie dein Blick, ganz ohne innere Glut, | sich jäh verhakt und kurz in meinem ruht –“). Der vom Autor gesetzte Gedankenstrich kann vom Leser als ein kurzer Augenblick interpretiert werden, in dem eine plötzliche Wendung eintritt. Dieser kurze Blickkontakt mag im lyrischen Ich einen kleinen Funken Hoffnung aufkommen lassen, die Hoffnung, dass sich seine Wünsche doch noch erfüllen können. Aber noch im gleichen Moment dreht sich die Frau um und verschwindet. Zu seinem großen Bedauern muss das lyrische Ich feststellen, dass die fremde Frau nicht die gleichen Gefühle für ihn aufbringt. Diese Erkenntnis des lyrischen Ichs bringt der Autor eindrucksvoll mit den Worten „dein Blick, ganz ohne innere Glut“ (vgl. V. 9) zum Ausdruck. Besonders hervorgehoben wird diese Stelle des Gedichts, indem sich der Autor der g-Laut-Alliteration „ganz ohne innere Glut“ bedient. Die Frau scheint ganz offensichtlich kein Interesse an dem lyrischen Ich zu haben, und dass ihr Blick für kurze Zeit in dem des lyrischen Ichs ruht, lässt sich gar damit erklären, dass sie sich von diesem eventuell beobachtet und dadurch unangenehm berührt fühlt. Einen Beweis für diese Vermutung findet der Leser jedoch im Gedicht nicht, denn die Frau spricht das lyrische Ich nicht an, und somit bleibt diese Vermutung rein hypothetisch.

Da das lyrische Ich die letzte Gelegenheit verpasst hat, die fremde Frau anzusprechen, bleibt ihm nur noch ein kurzer Augenblick, der Frau nachzusehen und die letzten Bilder seiner Angebeteten in sich aufzunehmen, bevor sie, nicht nur aus seinem Blickfeld, sondern für immer aus seinem Leben verschwindet. Noch einmal beschreibt das lyrische Ich, was es erblickt (vgl. V. 11-13: „... seh den Hut | das Sommerkleid, darum ein Band in Dunkelblau ...“). Das Enjambement zwischen den Strophen zwei und drei, die nahtlose Fortsetzung der Beobachtung des lyrischen Ichs über das Vers- und Strophenende hinaus, zeigt dem Leser das Bemühen des lyrischen Ichs auf, noch einmal jedes Detail der Frau, und sei es auch noch so unbedeutend, festzuhalten. Obwohl sich die Beobachtung des lyrischen Ichs ausschließlich auf die Kleidung der Frau beschränkt, geht das lyrische Ich doch so weit, dass es in dem dunkelblauen Band des Kleides ein „letztes Unterpfund“ (vgl. V. 13) zu erkennen glaubt. Schlägt der Leser den Begriff „Unterpfund“ im Duden nach, so erhält er als Definition für diesen veralteten Begriff: „Gegenstand, der als Sicherheit, als Bürgschaft für eine Forderung gilt“. Das lyrische Ich scheint somit in dem dunkelblauen Band eine Sicherheit für eine Gegenleistung zu sehen, die jemand erbracht hat und die irgendwann eingelöst werden kann. Auch mag die Farbe Blau, die sympathisch, harmonisch, freundlich und zuverlässig, beruhigend und entspannend wirkt und die in der Farbsymbolik für Begriffe wie Treue, Fantasie und Zufriedenheit steht, die Emotionen des lyrischen Ichs zusätzlich zu beeinflussen. Dem Leser drängt sich an dieser Stelle des Gedichtes die Vermutung auf, dass das lyrische Ich der Welt entrückt ist, dass es zwischen Wunschvorstellung und Realität nicht mehr unterscheiden kann. Die Frau scheint das lyrische Ich so sehr zu faszinieren, dass dieses scheinbar einen kompletten Realitätsverlust erlitten zu haben scheint, denn auch wenn ein Band symbolisch als ein Zeichen für Verbundenheit gedeutet werden kann, so wird die vom lyrischen Ich ersehnte Verbundenheit mit der fremden Frau für immer ein Wunschgedanke bleiben. Die Beobachtungen des lyrischen Ichs in Strophe vier des Gedichts wirken auf den Leser geradezu stakkatohaft, was die Vermutung in diesem aufkommen lässt, dass das lyrische Ich versucht, sich die Szene bis ins kleinste Detail (vgl. V. 11-13: „... seh den Hut | aus Stroh, das Sommerkleid, darum ein Band | in Dunkelblau“) einzuprägen. Im Gegensatz zum lyrischen Ich, ist sich der Leser jedoch der offensichtlichen Tatsache bewusst, dass es wohl bei den Erinnerungen an die fremde Frau bleiben wird, da die Wahrscheinlichkeit für ein reales Kennenlernen aufgrund des passiven Verhaltens seitens des lyrischen Ichs äußerst gering ist. Die Tatsache, dass sich das lyrische Ich die Bilder der Frau förmlich in sein Gedächtnis zu brennen scheint, bringt der Autor Matthias Politycki in besonderem Maße zum Ausdruck, indem er sich der Metapher „tief in den Nachmittag gebrannt“ (vgl. V. 14) bedient. Das lyrische Ich scheint diesen für ihn ganz besonderen Nachmittag in Erinnerung behalten zu wollen, damit es sich jederzeit an die fremde Frau zurückerinnern kann.

Mir persönlich hat das Gedicht „Fast eine Romanze (I)“ sehr gut gefallen, obwohl es eine unerfüllte Liebe zum Thema hat und eigentlich sehr traurig ist, da es dem lyrischen Ich nicht gelingt, die im Gedicht beschriebene Frau anzusprechen, um sie kennenzulernen. Dennoch ist das Gedicht sehr

romantisch, denn dem Autor Matthias Politycki ist es in besonderem Maße gelungen, die romantische Schwärmerei des lyrischen Ichs zum Ausdruck zu bringen, beispielsweise durch das Symbol des dunkelblauen Bandes. Obwohl das lyrische Ich in seiner Schwärmerei an einigen Stellen des Gedichts der Welt entrückt zu sein scheint, ist es dem Autor dennoch gelungen, den tiefen und nachhaltigen Eindruck, den die fremde Frau beim lyrischen Ich hervorruft, dem Leser aufzuzeigen. Der Autor thematisiert in seinem Gedicht sehr eindrucksvoll eine sehr einseitige Liebe auf den ersten Blick. An nahezu jeder Stelle des Gedichts gelingt es Matthias Politycki, die Gefühle und Gedanken des lyrischen Ichs in seiner ganzen Dimension zum Ausdruck zu bringen. Der Leser wird vom Autor quasi dazu gezwungen, sich in das lyrische Ich hineinzusetzen und dessen Begeisterung über die fremde Frau zu teilen. Aber auch das Bedauern darüber, dass es die Gelegenheit verpasst hat, die Frau anzusprechen, um sie kennenzulernen, kann der Leser nachempfinden. Und Politycki thematisiert mit diesem Gedicht eine Situation, die sicherlich jeder Leser auch selbst schon einmal erlebt hat. Denn wem ist es nicht auch schon so ergangen, dass er einer faszinierten Person begegnet ist und geglaubt hat, der Liebe seines Lebens begegnet zu sein, die Liebe auf den ersten Blick erlebt zu haben, dann aber zu schüchtern war, aktiv die Chance zu ergreifen und diese Person anzusprechen? Das Gedicht bietet somit eine ideale Identifikationsmöglichkeit für nahezu jeden Leser. Obwohl sich die meisten Leser sicherlich ein Happy End gewünscht hätten, so gewinnt dieses Gedicht gerade dadurch einen gewissen Reiz, weil sich die vom Leser erwartete Romanze eben nicht erfüllt hat. Doch muss der Leser deswegen enttäuscht sein? Ich denke, das muss er nicht, denn wer sagt dem Leser schon, dass sich die vom lyrischen Ich herbeigesehnte Romanze nicht doch noch erfüllen wird. Der Titel „Fast eine Romanze (I)“ lässt mit Sicherheit Raum für die Hoffnung auf ein Happy End. Denn müsste einem Teil I des Gedichtes nicht noch ein Teil II folgen? Es bleibt also der Fantasie des Lesers überlassen, ob sich das lyrische Ich und die Frau noch einmal unter günstigeren Umständen begegnen und sich kennenlernen werden, ja vielleicht sogar als Paar zusammenfinden und eine glückliche Beziehung führen werden. Wäre ein solches Happy End nicht im Bereich des Möglichen? An dieser Stelle fällt mir ein Zitat der deutschen Schriftstellerin Lilli U. Kreßner ein, die in meinen Augen einmal treffend formulierte: „Fast immer gibt es eine Möglichkeit, etwas scheinbar Unmögliches möglich zu machen.“

## **Aufgabe 2: Texte beschreiben „Der fremde Mann“**

Die Kurzgeschichte „Der fremde Mann“ von Hansjörg Schneider, die aus dem Buch „Im Café und auf der Straße. Geschichten“ stammt und vom Diogenes Verlag Zürich im Jahr 2002 veröffentlicht wurde, hat zur Kernaussage, dass gerade kleine zwischenmenschliche Gesten von fremden Menschen das eigene Leben bereichern können.

Der Ich-Erzähler wird vor dem Bahnhof auf einen fremden Mann aufmerksam, der wartend um sich schaut. Er bleibt stehen und schaut den Mann an, der kurz darauf auf ihn zukommt und ihn nach einer Straße fragt. Er zeigt dem Ich-Erzähler einen Zettel, auf dem eine Adresse mit Namen und Nummer steht. Der Ich-Erzähler weiß jedoch nicht, wo die Straße zu finden ist. Obwohl er sich zuerst fragt, was ihn das überhaupt angeht, erkundigt er sich schließlich doch für den fremden Mann bei einer Frau nach der Straße, die jedoch ebenfalls nicht weiß, wo diese zu finden ist. Der Ich-Erzähler fragt sich, ob er zum Ticketschalter gehen und nach einem Stadtplan fragen soll, doch er verwirft diesen Gedanken bald, da er dort lange anstehen müsste. Schließlich geht ein Mann an ihm vorbei, der weiß, wo die Straße ist und der dem Ich-Erzähler die Straßenbahnnummer nennen kann. Der Ich-Erzähler entschließt sich nun, zusammen mit dem fremden Mann zum Ticketautomaten zu gehen, um diesem ein Ticket zu lösen. Er zeigt ihm dann sogar noch den Bahnsteig und die Richtung, gibt dem fremden Mann das Ticket und sagt zu ihm, dass er den Zettel mit der Adresse dem Straßenbahnführer zeigen solle. Die beiden Männer verabschieden sich, beide unsicher, ob sie sich zur Verabschiedung die Hände schütteln sollen. Sie lassen es dann aber doch bleiben. Als der Ich-Erzähler noch einmal zurückblickt, schaut ihn der fremde Mann an. Gleichzeitig heben die beiden Männer die Hand und winken sich wie alte Freunde zu.

Beim Betrachten der Überschrift „Der fremde Mann“, die eine Ellipse darstellt, ist der Leser wohl zunächst ratlos, was sich hinter dem Titel, der sehr beliebig und nur wenig aussagekräftig ist, verbergen könnte. Der Leser kann jedoch die Vermutung aufstellen, dass es sich um einen besonderen oder bestimmten Fremden handelt, da sich der Autor nicht des unbestimmten Artikels „Ein“, sondern des bestimmten Artikels „Der“ bedient. Die eigentliche Dimension des Titels, der zunächst viel Raum für Spekulationen offenlässt, erschließt sich dem Leser erst im weiteren Verlauf der Kurzgeschichte. Der Ich-Erzähler, über den dem Leser nähere Angaben vorenthalten bleiben, denn er erfährt weder einen Namen, noch gibt der Text Auskunft darüber, ob es sich bei dem Ich-Erzähler um einen Mann oder eine Frau handelt, von dem aber vermutete werden kann, dass es sich um einen Pendler handelt, der, wie die meisten der Passanten, von der Arbeit zu kommen scheint (vgl. Z. 5-6: „Einige Männer warten mit hochgeklapptem Kragen. In den Händen halten sie schwarze Aktenkoffer“), trifft am Abend in seinem Heimatbahnhof ein. Er hat vermutlich, wie auch die meisten anderen Passanten in dieser Szenerie, einen langen und harten Arbeitstag hinter sich (vgl. Z. 2: „Die Menschen sind abge-spannt“) und scheint nur ein Ziel zu verfolgen, nämlich so schnell wie möglich, und ohne weitere Verzögerungen, nach Hause zu kommen (vgl. Z. 2-3: „Man schaut sich nicht an, man geht sich aus dem Weg.“). Die angespannte und hektische Stimmung am Bahnhof wird vom Autor Hansjörg Schneider durch das Stilmittel der Repetitio (vgl. Z. 2: „Man [...] man“) in besonderem Maße hervorgehoben. Die wenig einladend wirkende Atmosphäre ruft beim Leser das Bild einer unfreundlichen und kalten Stimmung hervor (vgl. Z. 1: „Diesiges Licht“; vgl. Z. 7: „Schwacher Regen fällt“). In dieser ungemütlichen Atmosphäre macht sich der Ich-Erzähler auf den Weg zum Parkplatz, wo er sein Moped geparkt hat, mit dem er nun seinen Heimweg antreten möchte. Auf dem Weg zu seinem Moped wird er auf einen Mann aufmerksam, der fremd zu sein scheint (vgl. Z. 9-10: „Aber da wartet einer und schaut um sich. Er gehört nicht hierher, das sieht man, er ist ein Fremder ...“). Obwohl der Ich-Erzähler nicht weiß, woher der fremde Mann stammt, stellt er sogleich Vermutungen über dessen Herkunftsort an (vgl. Z. 10: „... einer vom Balkan oder noch von weiter her“). Sofort beginnt der Ich-Erzähler damit, den fremden Mann zu analysieren (vgl. Z. 10-11: „Er ist bereit zur Demut, das spürt man“). Der fremde Mann scheint also unsicher zu sein, wenn er vom Ich-Erzähler als zur Demut bereit wahrgenommen wird. Der Fremde nimmt Blickkontakt zum Ich-Erzähler auf (vgl. Z. 11: „Er läßt seinen Blick kurz auf mir liegen ...“). Der Ich-Erzähler scheint an dieser Stelle der Kurzge-

schichte bereits zu erahnen, dass der fremde Mann seine Hilfe benötigt (vgl. Z. 12: „Er will etwas von mir, er will, daß ihm jemand hilft“). Um diese Textstelle besonders hervorzuheben, bedient sich der Autor erneut einer Repetitio (vgl. Z. 12: „Er will, [...] er will ...“). Der Ich-Erzähler betrachtet den fremden Mann nun ganz genau, und der nun folgende Vergleich des Ich-Erzählers fällt äußerst herablassend aus (vgl. Z. 13-14: „... er kommt vom Land, so wie er da steht, er steht da wie ein junger Bauer im Stall“). Nur aufgrund seiner Vermutung, dass der junge Mann, den der Ich-Erzähler auf etwa 25 Jahre schätzt (vgl. Z. 13: „Er ist etwa 25“), ein Fremder ist, vergleicht er diesen mit einem Bauern im Stall. Auch der Gedanke „so wie er da steht“ (vgl. Z. 13-14) drückt eine Verachtung des jungen Mannes aus. Dennoch spürt der Ich-Erzähler, dass der fremde Mann seine Hilfe benötigt. Trotz der verachtenden Gedankengänge des Ich-Erzählers wirkt dieser auf den Fremden so vertrauens-erweckend, dass dieser ihn schließlich anspricht, um ihn nach einer Adresse zu fragen (vgl. Z. 15: „Bitte, sagt er, wo ist Riehenstraße?“). Der fremde Mann zeigt dem Ich-Erzähler einen Zettel, auf dem „eine Adresse mit Namen und Nummer“ steht (vgl. Z. 16-17). Hervorgehoben wird diese Textstelle, in der es zur ersten Kommunikation zwischen den beiden Männern kommt, durch zwei Alliterationen, einer b-Laut-Alliteration (vgl. Z. 16: „mit Bleistift in Blockschrift“) und einer n-Laut-Alliteration (vgl. Z. 17: „mit Namen und Nummer“). Der Ich-Erzähler kennt die Straße jedoch auch nicht. Fast genervt scheint er über die Frage des fremden Mannes zu sein, wie sein Gedankengang den Leser vermuten lässt (vgl. Z. 18-19: „Aber was geht mich das an?“). Dennoch spürt der Leser an dieser Stelle der Kurzgeschichte, dass der fremde Mann dem Ich-Erzähler nicht gleichgültig ist, denn der Ich-Erzähler stellt sich die Frage „Und wie soll der fremde Mann dorthin kommen?“ (Vgl. Z. 19.) Der Ich-Erzähler ringt sich schließlich dazu durch, dem fremden Mann behilflich zu sein und fragt für ihn eine Frau nach der Riehenstraße (vgl. Z. 20-21: „Ich trete wieder unter das Vordach des Bahnhofs und frage eine Frau in dickem Mantel, wo die Riehenstraße sei“). Ganz unerwartet für den Leser, zuckt die Frau zurück und fühlt sich bedroht (vgl. Z. 21). Dadurch wird der Ich-Erzähler selbst in die Lage eines Fremden versetzt, denn die Frau reagiert auf den ihr fremden Mann mit Skepsis, ja sogar mit Angst. Diese Textstelle wird vom Autor durch die Alliteration „zuckt sie zurück“ (vgl. Z. 21) in besonderem Maße hervorgehoben. Schließlich antwortet sie dem Ich-Erzähler, dass sie auch nicht weiß, wo die Riehenstraße zu finden ist (vgl. Z. 21-22: „Dann sagt sie, sie wisse es nicht“). Der Ich-Erzähler scheint von der Reaktion der Frau auf seine eigene Person verunsichert zu sein, denn er lässt zwei Personen vorbeigehen, ohne diese nach der Riehenstraße zu fragen (vgl. Z. 22: „Ich warte und lasse zwei Personen vorbeigehen, ohne zu fragen“). Wieder scheint in diesem Moment im Ich-Erzähler Verachtung gegenüber dem Fremden aufzukommen (vgl. Z. 23-24: „Der junge Bauer neben mir steht da, als würde ich die Sache nichts angehen“), wieder scheint der Ich-Erzähler zwiegespalten zu sein zwischen der Verachtung des fremden Mannes und der Sorge um ihn, denn er scheint besorgt darüber zu sein, dass der Fremde in seiner dünnen Jacke frieren könnte (vgl. Z. 24: „Friert er in seiner dünnen Jacke?“). Der Ich-Erzähler überlegt, was er tun kann. Er überlegt, ob er zum Ticket-schalter gehen soll, um nach einem Stadtplan zu fragen (vgl. Z. 25). Der Gedanke daran, dass er womöglich anstehen müsste, hält ihn schließlich jedoch davon ab. Seine Hilfsbereitschaft dem fremden Mann gegenüber scheint an dieser Stelle der Kurzgeschichte dem Ich-Erzähler noch nicht so weit zu gehen, als dass er einen Teil seines wohlverdienten Feierabends dafür opfern würde, um dem fremden Mann einen Stadtplan zu besorgen (vgl. Z. 26: „Aber dort würde ich anstehen müssen, und das will ich nicht“). Der fremde Mann scheint den Ich-Erzähler jedoch weiter zu beschäftigen, denn er beobachtet diesen und stellt sich die Frage, warum der Mann seinen Koffer nicht abstellt (vgl. Z. 26-27: „Der Fremde schaut in den dunklen Himmel hinauf. Warum stellt er seinen Koffer nicht hin?“). Dass der Ich-Erzähler längst nicht mehr in der Lage ist, den fremden Mann zu ignorieren, hebt der Autor durch zwei Alliterationen, einer d-Laut- und einer h-Laut-Alliteration in besonderem Maße hervor (vgl. Z. 26-27: „in den dunklen Himmel hinauf“). Schließlich spricht der Ich-Erzähler doch noch einmal einen Passanten an, der tatsächlich weiterhelfen kann (vgl. Z. 28-29: „Ein Mann geht vorbei. Er weiß, wo die Riehenstraße ist: jenseits des Flusses, die Zwei fährt hin, bei der Station kommt es auf die Hausnummer an.“). Nach wie vor scheint der Ich-Erzähler jedoch die Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich bringen zu wollen (vgl. Z. 29-30: „Ich winke ab, mich interessieren nur Tramnummer und Richtung. Die Station soll der Tramführer angeben“). Ein Gespräch zwischen dem Ich-Erzähler und dem fremden Mann entwickelt sich auch an dieser Stelle der Kurzgeschichte nicht, da der fremde Mann offenbar zu verlegen ist, um dieses in Gang zu bringen. Nachdem der Ich-Erzähler nun endlich weiß, wo die Riehenstraße ist und welche Straßenbahn dorthin fährt, bemerkt der Leser, dass Distanz und Misstrauen des Ich-Erzählers gegenüber dem fremden Mann nach und nach verschwinden (vgl. Z. 31: „Wir gehen zum Billettautomaten hinüber, der

Fremde und ich“). An dieser Stelle der Kurzgeschichte ist von Distanz und Misstrauen seitens des Ich-Erzählers gegenüber dem Fremden nichts mehr zu spüren. Der Leser verspürt geradezu, dass nun eine gewisse Verbundenheit zwischen dem Ich-Erzähler und dem Mann eingetreten ist, die sich in den Worten „der Fremde und ich“ dem Leser deutlich widerspiegelt (vgl. Z. 31). Nichts ist mehr von dem ursprünglichen Widerwillen des Ich-Erzählers zu bemerken, dem fremden Mann behilflich zu sein. Ganz im Gegenteil. Die ursprüngliche Abgeneigtheit des Ich-Erzählers schlägt in Freundlichkeit um, denn nun ist er dazu bereit, mehr für den Fremden zu tun, als das, worum dieser ihn gebeten hat. Nicht nur, dass der Ich-Erzähler dem fremden Mann am Ticketautomaten ein Ticket löst, er bezahlt ihm dieses offenbar sogar (vgl. Z. 31-32: „Er schaute zu, wie ich eine Fahrkarte heraustippe“) und zeigt ihm den richtigen Weg (vgl. Z. 32: „Dann zeige ich ihm den Perron und die Richtung“). Dennoch wirkt der Ich-Erzähler auf den Leser noch immer unsicher. Er scheint den Wunsch zu hegen, dem Fremden zum Abschied die Hand zu schütteln, doch er zögert, scheint darauf zu warten, dass der fremde Mann diesen Schritt wagt, der offensichtlich auch den Wunsch verspürt, seinem Helfer die Hand zu schütteln (vgl. Z. 34: „... und ich merke, daß er überlegt, ob er mir die Hand drücken soll“). Hervorgehoben wird diese Textstelle vom Autor durch die d-Laut-Alliteration „die Hand drücken“. Doch die beiden Männer entscheiden sich gegen diese freundschaftliche Geste (vgl. Z. 34-35: „Wir lassen es bleiben“) und verabschieden sich vielmehr mit einem kurzen „Tschau“ (vgl. Z. 35: „Ich sage Tschau, er sagt auch Tschau“). Trotz dieser noch immer kühlen Verabschiedung hat sich beim Ich-Erzähler etwas verändert, denn der fremde Mann scheint ihm nun nicht mehr gleichgültig zu sein, es scheint vielmehr ein zartes Band der Freundschaft zwischen ihnen entstanden zu sein, denn als der Ich-Erzähler längst bei seinem Moped ist, blickt er noch einmal zu dem Fremden (vgl. Z. 36: „Drüben beim Moped, als der Motor schon läuft, schaue ich zurück“). Erst jetzt scheint den beiden die Bedeutung des Geschehens bewusst zu werden. Erst jetzt, ganz am Schluss der Kurzgeschichte, schlägt die ursprünglich distanzierte und äußerst kühle Begegnung der beiden in zwischenmenschliche Nähe und Freundlichkeit um, denn sie winken sich wie alte Freunde zur Verabschiedung zu (vgl. Z. 38: „Wir winken uns zu wie alte Freunde“). Dieser Textstelle verleiht der Autor durch das Verwenden des Vergleichs „wie alte Freunde“ eine besondere Gewichtung. Zwar verspürt der Leser zunächst noch immer eine gewisse Unsicherheit der beiden bei dieser Geste (vgl. Z. 37-38: „Wir heben gleichzeitig die Hand, erst zögernd“), von ihr ist jedoch schon im nächsten Moment nichts mehr zu spüren ist, da sie der Geste der Freundschaft komplett weicht (vgl. Z. 38: „dann entschlossen“). Im allerletzten Moment haben es der Ich-Erzähler und der fremde Mann doch noch geschafft, ihre ursprüngliche Unsicherheit zu überwinden, erst jetzt scheint ihnen die Bedeutung des Geschehens bewusst zu werden, sie lassen ihrer Emotion freien Lauf und stehen beide voll und ganz hinter dieser freundschaftlichen Geste des Abschieds. Eine Steigerung erfährt die freundschaftliche Geste des Winkens noch dadurch, dass der fremde Mann lächelt (vgl. Z. 39: „und dann geht ganz deutlich ein Lächeln über sein Gesicht“). Diese Textstelle erfährt eine ganz besondere Gewichtung, indem sich der Autor Hansjörg Schneider wohl ganz bewusst der Alliteration „geht ganz“ bedient.

Mir persönlich hat die Kurzgeschichte „Der fremde Mann“ sehr gut gefallen, denn sie zeigt dem Leser auf beeindruckende Weise, wie eine an sich unscheinbare Geschichte aus dem Alltag durch eine kleine menschliche Geste eine besondere Bedeutung erfährt. Besonders beeindruckend an der Kurzgeschichte fand ich, dass der Ich-Erzähler, der im ersten Moment des Zusammentreffens mit dem fremden Mann eher unfreundlich, mit Vorurteilen behaftet und voreingenommen wirkt, trotzdem die nötige Sensibilität aufweist, um zu erkennen, dass der fremde Mann auf seine Hilfe angewiesen ist, weil er sich nicht auskennt und der deutschen Sprache nicht mächtig ist, um sich selbst bei einem Passanten nach dem Weg erkundigen zu können. Obwohl der Ich-Erzähler im ersten Moment den Eindruck erweckt, dass er den Fremden möglichst rasch wieder loswerden möchte, beweist er am Ende der Kurzgeschichte doch noch, dass er das Herz am rechten Fleck hat, denn er fühlt sich schließlich für den fremden Mann verantwortlich. Zwar bleibt der Schluss, da es sich beim vorliegenden Text um eine Kurzgeschichte handelt, offen, dennoch kann der Leser vermuten, dass diese flüchtige Begegnung nicht ohne Wirkung auf den Ich-Erzähler und den fremden Mann bleibt.

### **Aufgabe 3: Texte lesen, auswerten und schreiben** **„Jugendliche und soziales Engagement - Ist Helfen Ehrensache?“**

#### **Die Jugend von heute – eine rücksichtslose Generation oder doch eine Generation mit sozialem Gewissen und viel Herz?**

Die Jugendlichen sind bei den Vereinen und Kirchen in unserem Umfeld in den Fokus der Kritik geraten. Kirchen und Vereine beklagen sich über fehlendes soziales Engagement seitens der Jugendlichen, was eine Statistik auch zu belegen scheint, denn laut einer Studie des Bundesfamilienministeriums arbeiten nur 36 Prozent aller 14- bis 24-jährigen Deutschen freiwillig für das Gemeinwohl (vgl. Meier, Tatjana: Soziales Engagement – Helfen ist Ehrensache. In: Focus Schule 3/2008). Mein Name ist Kevin Müller und ich besuche die zehnte Klasse der Werner-von-Siemens-Realschule in Kuppenheim. Da unsere Klasse vor zwei Jahren mit großem Erfolg das WVR-Projekt „HIV und AIDS – Wir helfen Kindern in Afrika“ durchgeführt hat, wurde ich, der SMV-Vorsitzende unserer Schule, vom Pfarrer unserer Gemeinde darum gebeten, aus meiner Sicht zu schildern, warum soziales Engagement, warum Helfen für die Jugendlichen unserer Gesellschaft noch Ehrensache ist bzw. warum Helfen Ehrensache sein sollte.

Zunächst einmal bin ich der Meinung, dass auch die Jugendlichen heutzutage durchaus wissen, was das Wort „soziales Gewissen“ bedeutet. Auch für die Generation online, die geprägt ist von Smartphones und von sozialen Netzwerken wie Facebook und Co. und der häufig vorgeworfen wird, sie sitze lieber am Laptop oder Smartphone, um soziale Kontakte zu pflegen, ist Helfen meiner Ansicht nach noch immer Ehrensache. Um diese These zu belegen, möchte ich auf Studien zurückgreifen. Doch Fakten und Zahlen sind nur eine Sache, die eigenen Erfahrungen, die ich als Schüler bei unserem Projekt sammeln konnte, sind für mich als junger Mensch sehr viel wertvoller. So ist es mir ein großes Anliegen, in diesem Artikel unserer Schülerzeitung auf die Wertevorstellungen von Jugendlichen einzugehen. Zum einen möchte ich euch darüber berichten, in welchen Bereichen Jugendliche sich sozial engagieren, ich möchte aber auch die Gelegenheit nutzen und zeigen, in welchen Bereichen man sich als junger Mensch sozial engagieren kann. Und ich möchte euch zu guter Letzt darüber informieren, dass sich soziales Engagement auch für einen selbst auszahlen kann. Zunächst einmal möchte ich den Vorwurf entkräften, dass die Jugend von heute kein soziales Gewissen hat, denn ein bisschen schwingt ja schon der Vorwurf von Kirchen und Vereinen in ihrem Bedauern darüber mit, dass seitens der Jugendlichen ein fehlendes soziales Engagement festzustellen ist. Ich bin der Meinung, dass man der Jugend von heute nicht gerecht wird, wenn man sie als eine Null-Bock-Generation bezeichnet, denn laut einer Studie von Heinz Reinders von der Universität Mannheim, sind mehr als zwei Drittel der Jugendlichen sozial engagiert. Und die Streuung von sozialem Engagement ist dabei sehr breit gefächert. Am häufigsten engagieren sich die befragten Jugendlichen laut der Studie mit 35,8 Prozent im Bereich der Integration von Ausländern. An zweiter Stelle rangiert, mit 34,0 Prozent, das Engagement für die Interessen Jugendlicher. Hierunter fallen u. a. Aktivitäten für Jugendgremien, in der Jugendverbandsarbeit und in Jugendzentren. 32,2 Prozent der Befragten ist im Bereich Seniorenhilfe tätig, 29,5 Prozent engagieren sich im Bereich Hilfe für Entwicklungsländer, 27,8 Prozent sind in der Behindertenhilfe aktiv, 27,0 Prozent der Jugendlichen engagieren sich für sozial Schwache und 24,8 Prozent sind im Bereich Umwelt-/Tierschutz tätig (vgl. Reinders, Heinz: Jugend. Werte. Zukunft. – Wertvorstellungen, Zukunftsperspektiven und soziales Engagement im Jugendalter; Schriftenreihe der Landesstiftung Baden-Württemberg, Stuttgart 2005). Diese Zahlen belegen meiner Meinung nach eindeutig, dass die heutige Jugend besser ist als ihr Ruf.

Natürlich gibt es Jugendliche, die in unserer Gesellschaft negativ auffallen. Natürlich gibt es Jugendliche, die mit Spraydosen Brücken und Hauswände besprühen, natürlich gibt es Jugendliche, die leere Bierflaschen und Zigarettenskippen auf Kinderspielflächen liegen lassen, auch möchte ich nicht leugnen, dass einige Jugendliche alten Menschen keinen Platz im überfüllten Bus oder in der überfüllten Straßenbahn anbieten. Das alles möchte ich gar nicht bestreiten. Aber es handelt sich dabei um einen verschwindend kleinen Anteil an Jugendlichen. Die meisten Jugendlichen, zu denen auch

ich mich zähle, haben ganz andere Wertevorstellungen. Für die meisten Jugendlichen haben die Begriffe „Gemeinschaft“ und „Verantwortung“ einen großen Stellenwert. Doch wir leben nun einmal auch in einer Leistungsgesellschaft, in der es um Selbstverwirklichung geht. Somit spielen Pflichtbewusstsein und Leistung bei Jugendlichen eine immer größere Rolle. Doch damit einher geht leider ein immenser Leistungsdruck. Überall wird Leistung gefordert, überall soll der Jugendliche vorne dabei sein und sich auskennen, um später einmal als Erwachsener mithalten zu können (vgl. Frenkel, Ulrike: Jugend – in Verruf. In: Stuttgarter Zeitung vom 23.08.2010). Dieser Leistungsdruck ist in vielen Fällen dafür verantwortlich, dass Jugendliche zwar den Wunsch verspüren, sich sozial zu engagieren, etwas Sinnvolles zu tun, ganz konkret zu helfen und sich in die Gesellschaft einzubringen, oft jedoch schlicht und ergreifend nicht die Zeit finden, um diesen Wunsch zu verwirklichen. Dennoch gelingt es vielen Jugendlichen, die wenige Freizeit, die ihnen zur Verfügung steht, sinnvoll zu nutzen. Doch wo können wir Jugendlichen uns überhaupt einbringen?

Einsatzmöglichkeiten für soziales Engagement gibt es unzählige. Fangen wir doch bei der Schule an. Man kann sich als Klassensprecher oder Schulsprecher um die Belange der Mitschüler kümmern, bei der Schulweiterentwicklung mitwirken usw. Auch die Jugendfeuerwehr bietet Jugendlichen die Möglichkeit, sich sozial zu engagieren. Rund 1,2 Millionen Einsätze absolvieren die Freiwilligen Feuerwehren in Deutschland pro Jahr. Dabei setzen sie sich, oft unter Einsatz ihres eigenen Lebens, für die Sicherheit der Bürger ein, und zwar Tag und Nacht. Ohne diese Ehrenamtlichen gäbe es keinen ausreichenden Brandschutz. Erfreulich ist, dass rund 260 000 Jungen und Mädchen im Alter von zehn bis 18 Jahren bundesweit in rund 18 000 Jugendfeuerwehren aktiv sind (vgl. vgl. Meier, Tatjana: Soziales Engagement – Helfen ist Ehrensache. In: Focus Schule 3/2008). Man kann sich als Jugendliche aber auch in Vereinen, Kirchen, Altenheimen, Umweltschutzverbänden, Rettungsdiensten, Jugendhäusern oder aber auch in politischen Parteien sozial engagieren. Dem sozialen Engagement sind im wahrsten Sinne des Wortes keine Grenzen gesetzt. Man kann sogar im Ausland im Rahmen von freiwilligen Diensten aktiv werden. Die verschiedenen Möglichkeiten für soziales Engagement im Ausland kann man beispielsweise über das Freiwilligenprogramm der Vereinten Nationen erfahren (vgl. Kissel, Ursula: Ehre statt Geld. In: [www.dw.de/dw/article/0,,2260404,00.html](http://www.dw.de/dw/article/0,,2260404,00.html); 04.12.2009).

Wichtig ist in erster Linie jedoch, dass die soziale Tätigkeit, ob nun im Inland oder Ausland, zu den eigenen Interessen und Fähigkeiten passt. Viele Jugendliche mag eine ehrenamtliche Tätigkeit aus dem Grund abschrecken, weil sie glauben, dass sie dafür jede Minute ihrer kostbaren Freizeit investieren müssen. Doch dem ist nicht so, denn der zeitliche Umfang einer ehrenamtlichen Tätigkeit kann ganz unterschiedlich gestaltet sein. Geht man hin und wieder für eine ältere Nachbarin einkaufen oder ab und zu mit dem Hund des älteren Nachbarn Gassi, so wird das bestimmt nicht so viel Zeit in Anspruch nehmen wie eine aktive Mitgliedschaft bei der Freiwilligen Jugendfeuerwehr. Wichtig ist jedoch, dass Jugendliche, in welchem Bereich auch immer, einer ehrenamtlichen Tätigkeit nachgehen, denn ohne Ehrenamt würde sich unser aller Leben grundlegend verändern, ohne unsere freiwilligen Helfer käme es in vielen Bereichen zu Engpässen, die nicht zu kompensieren wären. Als Beispiel sei zuerst wieder die Freiwillige Feuerwehr genannt. Für die Kommunen wäre eine reine Berufsfeuerwehr, die aus verbeamteten oder festangestellten Einsatzkräften des Feuerwehrtechnischen Dienstes besteht, gar nicht zu finanzieren. Es gibt aber auch noch zahlreiche andere Institutionen, die auf die ehrenamtliche Tätigkeit von freiwilligen Helfern angewiesen sind. So lässt sich beispielsweise der Betrieb einer Schulkantine nur aufrechterhalten, indem fleißige Eltern aktiv sind. Auch Seniorenheime sind auf die Unterstützung von freiwilligen Helfern angewiesen. Gerade hier können sich Jugendliche ehrenamtlich perfekt einbringen, indem sie als freiwillige Helfer alte Menschen besuchen, um die sich ansonsten niemand kümmert. Dem Pflegepersonal ist es, aufgrund von Personalengpässen und dem daraus resultierenden engen Zeitplan für die Pflege der alten Menschen, oft nicht möglich, sich genügend Zeit für die einzelnen Heimbewohner zu nehmen, beispielsweise für ein längeres persönliches Gespräch. Und genau an dieser Stelle können Jugendliche aktiv tätig werden. Sie können diese alten Menschen besuchen, um mit ihnen gemeinsam zu basteln, einen Spaziergang im Park zu unternehmen oder um sich einfach mit ihnen nett zu unterhalten. Die alten Menschen sind mit großer Sicherheit sehr dankbar für die ihnen gebotene Abwechslung. Senioren im Heim eine Freude zu machen, hat sich beispielsweise auch das Peter-Paul-Rubens-Gymnasium in Siegen zur Aufgabe gemacht. Im Rahmen einer „Senioren-AG“ können Schülerinnen und Schüler ab der neunten Klasse Kontakt zu Bewohnern eines Altenstifts pflegen. Dafür erhalten sie ein Zertifikat, das ihnen später bei der Suche nach einem Arbeitsplatz nützlich sein kann (vgl. Meier, Tatjana: Soziales Engagement – Helfen ist Ehrensache. In: Focus Schule 3/2008).

Aber auch die SMV an jeder Schule ist auf die ehrenamtliche Tätigkeit von engagierten Schülerinnen und Schülern angewiesen, die sich aktiv in das Schulleben mit einbringen und es mitgestalten. Die Liste an Möglichkeiten, sich als junger Mensch aktiv sozial zu engagieren, lässt sich endlos fortsetzen. Wichtig ist, dass Jugendliche lernen, dass unsere Gesellschaft nur dann funktionieren kann, wenn jeder seinen Teil dazu beiträgt.

Wie wichtig eine ehrenamtliche Tätigkeit ist, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Jahrelang war ich in unserer evangelischen Kirchengemeinde tätig, um Kirchenfreizeiten oder den sonntäglichen Kindergottesdienst mitzugestalten und zu betreuen. Wie sich leicht erkennen lässt, gibt es viele Bereiche, in denen sich Jugendliche sozial engagieren können. Wenn man sich aktiv für unsere Gesellschaft einbringen und etwas Gutes für sich und für andere tun möchte, jedoch nicht weiß, wo vor Ort das möglich ist, so kann man sich in der bundesweiten Freiwilligendatenbank unter [www.aktionmensch.de](http://www.aktionmensch.de) danach erkundigen, welche geprüften Ehrenamtsangebote direkt vor Ort zu finden sind. Obwohl es unzählige Möglichkeiten für Jugendliche gibt, sich sozial zu engagieren, sind dennoch viele Jugendliche nicht dazu bereit, ein Ehrenamt auszuüben. Es stellt sich die Frage, was manche Jugendliche zögern lässt, sich sozial zu engagieren. Liegt es an dem schulischen Druck, dem Kinder und Jugendliche in immer größerem Maße ausgesetzt sind? Ich denke an dieser Stelle vor allem an das G-8-Abitur, also an die Verkürzung auf acht Gymnasialjahre, dessen Ergebnis ein vollgepackter Stundenplan ist, der den Schülerinnen und Schülern nur wenig Freizeit lässt. Und die wenige Freizeit, die den Jugendlichen noch für sich bleibt, in der sie ihren Hobbys nachgehen oder sich mit Freunden treffen können, von dieser soll dann auch noch Zeit in ein Ehrenamt investiert werden? Nicht zu vergessen ist auch der immer größere Freizeitstress, der Jugendliche davon abhält, sich sozial zu engagieren. Ein Terminkalender wie der eines Managers ist für viele Kinder und Jugendliche längst keine Seltenheit mehr. Ein Beispiel hierfür ist die elfjährige Hannah. Dieses Beispiel soll aufzeigen, wie selbst Kinder oftmals kaum noch Zeit zum Atmen haben. Man kann sich vorstellen, dass der Freizeitstress bei Jugendlichen dann oft sogar noch zunimmt. Aber zurück zu Hannah. „Der Montag ist toll“, sagt Hannah, „da gehe ich direkt nach der Schule reiten.“ Zwischendurch gibt es zwar nur ein Brot auf die Hand, und die Hausaufgaben müssen am Abend gemacht werden. Aber um mit Pferden zusammen zu sein, nimmt die Elfjährige spätes Lernen und einen Tag ohne Pausen gerne in Kauf. Den Dienstag liebt Hannah dagegen nicht so: Sieben Stunden Schule, eine Viertelstunde später beginnt bereits der Klavierunterricht, danach noch Hausaufgaben: sieben Stunden, fünf Fächer – macht in der Regel auch fünf verschiedene Aufgaben. Bevor sie mit denen anfängt, ist es bereits 16.30 Uhr. Ein Arbeitnehmer hätte nach diesen 8,5 Stunden jetzt Feierabend – und eine gepflegte Mittagspause zwischendurch gehabt. Hannah sieht es pragmatisch: „Meistens bin ich kaputt und versuche, die Hausaufgaben noch irgendwie hinzukriegen. Wenn ich mich gar nicht mehr konzentrieren kann, mache ich halt nur die Sachen, die ich für den nächsten Tag brauche.“ Im Lauf der Woche folgt das Basketball-Training, in der Streicherklasse der Schule spielt Hannah noch Bratsche. Eine Faustregel besagt, eine Viertelstunde tägliches Üben gehöre zum Erlernen eines Instruments oder auch einer Sprache dazu. In Hannahs Fall käme für Englisch, Französisch, Klavier und Bratsche am Tag locker eine Stunde zusammen. Die Sechstklässlerin schmunzelt: „An manchen Tagen vergesse ich davon einfach was.“ (Vgl. Rastelli, Simone: Kinder und Freizeit – Bis Mai ist bei mir alles voll; [http://web.ard.de/themenwoche\\_2007/zukunft/kinder-sind-zukunft/kinder-wollen-lernen/kinder-und-freizeit/-/id=520618/nid=520618/did=529978/11c0dk2/index.html](http://web.ard.de/themenwoche_2007/zukunft/kinder-sind-zukunft/kinder-wollen-lernen/kinder-und-freizeit/-/id=520618/nid=520618/did=529978/11c0dk2/index.html).) Ein weiterer Grund dafür, dass sich viele Jugendliche nicht sozial engagieren, könnte auch die Angst davor sein, ausgebeutet oder zu sehr verpflichtet zu werden. Es mag aber auch an der Verunsicherung vieler Jugendlicher liegen, dass sie kein Ehrenamt ausführen, weil sie sich vielleicht nicht kompetent genug fühlen, sich nützlich in die Gesellschaft einzubringen. Von der Hand zu weisen ist auch nicht, dass eine ehrenamtliche Tätigkeit auf den ersten Blick vielleicht nicht ganz so verlockend klingen mag. Viele Jugendliche stellen sich vielleicht die Frage: Was habe ich denn von einer ehrenamtlichen Tätigkeit? Auch wenn es vielleicht abgedroschen klingen mag, so lernen Jugendliche, die sich sozial engagieren, auf jeden Fall etwas für das Leben, da sie durch ihr Ehrenamt Einblicke in die soziale Wirklichkeit erhalten und vor allem natürlich, weil sie soziale Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen. Ebenfalls als positiv zu verzeichnen ist, dass die Jugendlichen eine positive Rückmeldung für ihr soziales Engagement erhalten (vgl. Meier, Tatjana: Soziales Engagement – Helfen ist Ehrensache. In: Focus Schule 3/2008). Hinzu kommt natürlich auch noch schlicht und ergreifend das tolle Gefühl, etwas Gutes gemacht zu haben. Nicht vergessen werden darf jedoch, dass die Jugendlichen für eine ehrenamtliche Tätigkeit auf Wunsch auch ein Zertifikat erhalten können. Und gerade

solch ein Zertifikat wertet das eigene Portfolio, wenn es darum geht, sich um einen Ausbildungsplatz zu bewerben, erheblich auf.

Es ist also auch von eigenem Nutzen, sich sozial zu engagieren. Und das ist auch vollkommen in Ordnung. Was spricht auch schon dagegen, anderen Menschen zu helfen und daraus auch noch einen eigenen Nutzen ziehen zu können? Daran ist nichts Verwerfliches, denn wie heißt es doch so schön? Das Leben ist ein ständiges Geben und Nehmen.

Was bei der Entscheidung für eine ehrenamtliche Tätigkeit jedoch nicht außer Acht gelassen werden darf, das sind die persönlichen Lebensumstände und natürlich auch die eigenen Bedürfnisse. Sowohl der Bereich als auch das Pensum an sozialem Engagement müssen auf die eigene Person abgestimmt sein, denn es sollten bei Jugendlichen weder die Familie, Schule, Freunde noch das eigene Wohlbefinden unter einer ehrenamtlichen Tätigkeit leiden. Das Ehrenamt muss also zu den gegebenen Lebensumständen der Jugendlichen passen. Und was das Pensum an sozialem Engagement anbelangt, so sollte man sich eines stets vor Augen halten: Auch soziales Engagement im Kleinen kann viel Positives bewirken. Wichtig ist, dass jeder Jugendliche erkennt, dass er ein Teil der Gesellschaft ist und somit auch Verantwortung übernehmen muss. An dieser Stelle fällt mir folgendes Zitat von Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz ein, das mein Verständnis von Gemeinschaft sehr gut zum Ausdruck bringt: „Es ist eine meiner Überzeugungen, dass man für das Gemeinwohl arbeiten muss und dass man sich im selben Maße, indem man dazu beigetragen hat, glücklich fühlen wird.“ In diesem Sinne wünsche ich dir, dass auch du bald dein Glück in einer ehrenamtlichen Tätigkeit findest, dass auch für dich schon bald Helfen zur Ehrensache wird.

Kevin Müller

### **Aufgabe 3: Produktiver Umgang mit Texten** **„Rede zu: Mirjam Pressler, Nathan und seine Kinder“**

Lieber Freunde der Familie,

wie viel Schmerz und Leid liegt hinter uns allen. Der Verlust meines geliebten Vaters ist für mich nur schwer zu ertragen, doch was mir in diesen Stunden der Trauer mehr als alles andere auf dieser Welt hilft, ist, dass ich in meiner tiefen Trauer nicht alleine bin, denn wir als Familie sitzen nun hier gemeinsam an einem reich gedeckten Tisch in unserem gemeinsamen Zuhause, das uns mein Vater in seiner unbeschreiblichen Güte geschenkt hat, nicht nur, um zu essen, sondern um gemeinsam um Nathan zu trauern. Schon seit geraumer Zeit ist es mir ein großes Bedürfnis, einige Worte an euch, liebe Freunde, zu richten. Der Tod meines Vaters hat eine nicht zu füllende Lücke in mein Leben gerissen und ich fühle tief in meinem Herzen, dass es euch genauso ergeht. Es ist für mich eine fast unlösbare Aufgabe, nach dem Tod von Nathan wieder in den Alltag zu finden, zumal ich weiß, dass es eine fast unmögliche Aufgabe ist, in die Fußstapfen meines Vaters zu treten und dessen Platz in diesem Haus einzunehmen. Über all die Jahre hinweg genoss ich das unbeschreibliche Privileg, die behütete Tochter meines Vaters zu sein. Doch die Zeit, in der mein Leben von Nathans Liebe und Weisheit geleitet wurde, gehört nun unwiederbringlich der Vergangenheit an. Nun muss ich selbst erwachsen sein und meine eigenen Entscheidungen treffen, ohne die schützende Hand meines Vaters über mir zu wissen. Es gehen mir so viele Gedanken durch den Kopf und es fällt mir schwer, diese zu ordnen. Doch in einer Sache besteht für mich dennoch absolute Klarheit: Mein geliebter Vater hätte gewollt, dass wir zusammenbleiben, dass wir sein Erbe, für das er gelebt hat, antreten und in seinem Sinne weiterführen werden. Und mit Erbe meine ich nicht die Hausverwaltung oder das Weiterführen der Geschäfte, denn Nathan hat weitaus mehr hinterlassen. Mein Vater hätte nicht gewollt, dass wir unser Leben in Trauer um ihn weiterführen, er hätte vielmehr gewollt, dass wir Gott für unser Leben dankbar sind und uns den Aufgaben stellen, die Gott für uns bereithält und dass wir Nathans Träume weiterleben. Ich denke, jeder einzelne von euch verspürt beim Gedanken an den heimtückischen Mord an Nathan das Bedürfnis, den Mörder zu entlarven und ihn seiner gerechten Strafe zuzuführen. Doch wir wissen nicht, wer für den Tod von Nathan verantwortlich ist, wir wissen nicht, ob es Christen im Auftrag des Patriarchen oder Muslime im Auftrag von Abbu Hassan, dem Bruder des Sultans waren. Doch ich frage euch, liebe Freunde, wem wäre geholfen, wenn wir es wüssten? Rache macht meinen Vater nicht wieder lebendig, und seid gewiss, Rache wären auch das Letzte, was Nathan gewollt hätte, denn mein Vater hat niemals vom Gott der Rache gesprochen. Für Vater war Gott immer ein den Menschen liebender Gott. Er hat nicht an der Güte Gottes gezweifelt, obwohl er selbst großes Leid erfahren hat und von Gott in vergangenen Tagen auf die Probe gestellt wurde. Bevor uns, liebe Freunde, das unbeschreibliche Glück widerfahren ist, seine Familie werden zu dürfen, hat Nathan mit seiner Frau und seinen sieben Söhnen in Gath gelebt. Eljahu, du weißt, wovon ich spreche, denn du warst auch schon zu diesem Zeitpunkt sein treuer Gefährte. Nathans Frau und seine sieben Söhne kamen vor nunmehr 18 Jahren bei einem Brand ums Leben, den Kreuzfahrer gelegt hatten. Ja, Nathan hatte seine ganze Familie im Feuer verloren, er hatte alles verloren, was ihm wichtig war, wofür er lebte. Auch in ihm kamen damals, bei diesem schrecklichen Verbrechen, Gedanken der Rache auf. Doch er hat sie bezwungen und keine Rache verübt. Meinem Vater ist es gelungen, den Hass und die Verzweiflung zu überwinden und sie in Liebe zu den Menschen zu verwandeln. Und ich denke, genau das ist es, was Nathan nun auch von uns erwarten würde. Er würde sich wünschen, dass wir unsere Rached Gedanken, die wir aufgrund des schrecklichen Verbrechens empfinden, in Liebe umwandeln. Liebe Freunde, Nathan war ein gottesfürchtiger Mann, der die Menschen liebte. Die unzähligen Trauergäste, die sich bei uns eingefunden haben, sind ein Beweis dafür. Sie sind ein Beweis für Nathans Ansehen und Beliebtheit in ganz Jerusalem. Wenn jemand über Nathan spricht, dann spricht er vor allem von seiner unbeschreiblichen Großzügigkeit, von seiner Toleranz und der Güte gegenüber seinen Mitmenschen. Das Leben ist ein wechselseitiges Geben und Nehmen. Nathan hat seine ganze Familie verloren, doch wir haben im Gegenzug ihn gewonnen. Nathan hat auch mir ein Leben gegeben, als ich von einem Klosterbruder zu ihm gebracht wurde. Nathan wusste nicht, wer meine Mutter ist, auch ich weiß es bis zum heutigen Tage nicht. Meine Mutter ist aber wahrscheinlich eine Christin, die von Nathans Wohltaten gehört und ganz auf ihn als Christ vertraut hat. Ich entnehme euren Gesichtern, dass ihr über meine Worte erstaunt seid.

Nathan hatte mir kurz vor seinem Tod in einem klärenden Gespräch erzählt, dass er mich als Kind angenommen hat. Er hat mich als sein Kind angenommen, das ihm Gott in der größten Stunde seiner Trauer, als er seine Familie in dem Feuer verloren hatte, geschickt hat. Ja, Nathan hat mich als Kind Gottes angenommen. Obwohl Christen es waren, die seine Familie verbrannt hatten, nahm er mich, das Kind einer Christin, als sein Kind an und liebte mich wie sein eigen Fleisch und Blut. Er gab mir sogar den Namen, den seine Frau ihrem Kind geben wollte, wenn sie ein Mädchen zur Welt gebracht hätte. Aber Nathan hat nicht nur mir eine Familie, eine Heimat geschenkt. Auch dich, liebe Daja, hat er, als du heimatlos in Jerusalem gelandet bist, bei sich aufgenommen, gab dir als Christin in seinem Haus Arbeit, schenkte auch dir eine Heimat. Nathan hat dich geliebt, liebe Daja und er hat dich zu der Person gemacht, die mir meine leibliche Mutter ersetzen konnte. Und ich weiß, dass Nathan es gewollt hätte, dass du auch nach seinem Tod weiter in seinem Haus bleibst. Wie könnte auch ich auf dich verzichten, die du nicht nur meine Mutter ersetzt hast, sondern auch zu meiner engsten Vertrauten, ja zu meiner Freundin geworden bist. Nun ein paar persönliche Worte an dich, lieber Elijahu. Schon lange vor mir und Daja warst du der liebste und treuste Freund meines Vaters. Nein, du warst sogar noch weitaus mehr für meinen Vater, du warst für ihn wie ein Bruder. Nathan hat mir erzählt, wie du ihn in Gath während der vielen Tage seiner Trauer unterstützt hast. Lieber Elijahu, ich würde mich glücklich schätzen, wenn auch ich deine Unterstützung nach dem Tod meines Vaters erfahren dürfte, wenn du mich in die Geschäfte meines Vaters einführen und mich all die Dinge lehren könntest, die mich nun als neuer Vorstand dieses Hauses erwarten. Du wirst nun in erster Linie derjenige sein, der die Geschäfte meines Vaters in seinem Sinne weiterführen wird. Ich bin mir sicher, mein Vater hätte keinem anderen als dir diese Aufgabe übertragen. Und ich bin mir sicher, du wirst mir ein ebenso guter und treuer Freund sein, wie du es auch meinem Vater über all die Jahre hinweg warst. Nun zu dir, lieber Geschem. Dein Platz im Hause Nathans hast du durch Elijahu und Zipora gefunden. Du hättest es wahrscheinlich nicht gedacht, aber uns beide verbindet sehr viel. Beide sind wir im eigentlichen Sinne elternlos, beide wissen wir nicht so recht, wer unsere Eltern sind und welcher Religion wir angehören. Auch dir hat Nathan, ebenso wie Daja und mir, eine Heimat geschenkt, hat Sorge dafür getragen, dass du deine Identität finden kannst, dass du einen Namen bekommst. Mein Vater hat große Stücke auf dich gehalten, Geschem Ben Abraham. Er wollte, dass Elijahu dich ausbildet. Aus diesem Grund ist dein Platz hier bei uns. Ich bin mir sicher, jeder von euch hat sicher schon bemerkt, dass wir alle, die wir uns hier im Hause meines Vaters befinden, einen Teil des Traums, den Nathan immer träumte, bereits leben. Der Traum meines Vaters war, dass sich eines Tages die Menschheit erhebt und sich der wahren Bedeutung des Glaubensbekenntnisses bewusst wird und dieses auch auslebt. Der Traum meines Vaters war, dass sich eines Tages die Söhne von Juden, Muslimen und Christen miteinander an einem Tisch der Brüderlichkeit sitzen. Und genau das ist es, was wir gerade in diesem Moment erleben. Wir alle, ob nun Christ, Muslim oder Jude, sitzen hier brüderlich an einem Tisch zusammen. Und genau das lässt hoffen, dass sich eines fernen Tages auch Jerusalem in eine Oase der Freiheit verwandeln wird, in der die Menschen wie Brüder zusammenleben. Nathan war nicht nur ein gottesfürchtiger und guter Mensch, er war auch in besonderem Maße weise. Es sind noch nicht viele Tage vergangen, als Nathan vom Sultan Saladin nach der einzig wahren Religion gefragt wurde. Mein Vater antwortete mit einem weisen Gleichnis und überzeugte selbst den Sultan, der Nathan in eine Falle locken wollte. Es waren die weisen Worte meines Vaters, die den Sultan schließlich zum Freund von Nathan werden ließen. Ich denke, keiner von euch wird mir widersprechen, wenn ich behaupte, dass die Versöhnung der Religionen, das friedliche Zusammenleben von Christen, Juden und Muslimen bereits in seinem Haus begonnen hat. Wir alle hier sind der Beweis für Nathans Traum: Nathan, der gläubige Jude, versammelte unter seinem Dach neben dem Schachpartner Al-Hafi, dem muslimischen Derwisch und Oberhaupt der Muslime, einen christlichen Tempelritter sowie eine Christin als Gesellschafterin für mich, seine ebenfalls christliche Ziehtochter. Jetzt liegt es an uns, Nathans Traum in unserem Alltag weiterzuleben. Liebe Freunde, lasst uns Nathans Traum weiterleben, denn nur so kann sein Andenken lebendig gehalten werden. Ich denke, wenn wir, die wir zusammen in Nathans Haus gelebt haben, eines gelernt haben, dann ist es das, dass es keine Unterschiede zwischen Muslimen, Christen oder Juden gibt, denn viele von uns wissen doch gar nicht mehr mit Gewissheit, welcher Religion sie sich angehörig fühlen. Bin ich, Recha, die als Christin zur Welt kam und von Nathan als Jüdin erzogen wurde, nun das eine oder andere? Ich denke, was uns mein Vater lehren wollte, ist, dass wir nicht auf die Unterschiede zwischen den Religionen schauen sollten, sondern vielmehr darauf, was uns verbindet, nämlich der Glaube an einen Gott und an die Nächstenliebe. Was uns verbindet, ist das Gebot der Nächstenliebe: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Das war es, was Nathan gelebt hat. Und das ist es auch, was

wir in seinem Namen weiterleben sollten. Eines Tages werden auch meine Kinder in diesem Haus leben, Kinder, die ich mir von Herzen wünsche. Bringe ich einen Sohn zur Welt, so soll er den Namen Nathan Elijah tragen. Ich will ihn lehren, dass es auf der Welt nichts Größeres gibt als Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Und ich möchte, dass er mit Juden, Muslimen und Christen aufwächst. Nathan der Weise soll in ihm und in seinen Kindern und Enkelkindern weiterleben. Auch wenn mich der Verlust meines Vaters unendlich schmerzt, so bin ich dennoch dazu bereit, sein Erbe anzutreten, meine Rolle als Herrin dieses Hauses anzunehmen. Und ich bitte euch alle, meine Freunde, mich dabei zu unterstützen. Hiermit erhebe ich das Glas auf Nathan und seinen Traum und bete für uns alle für eine gemeinsame und friedliche Zukunft.